

dtv

Man füge der Liste überragender Short-Story-Writer den Namen Edward P. Jones hinzu: Diese Storys beteuern Menschlichkeit. Die Hauptstadt Washington D.C. ist Schauplatz der hier versammelten Geschichten, aber sie haben nichts mit historischen Denkmälern und großer Politik zu tun. Jones führt seine Leser hinter die Kulissen der Stadt, in den Lebensalltag der schwarzen Bevölkerung, die hart gegen Widrigkeiten aller Art zu kämpfen hat. Da ist die Geschichte von Madeleine, deren Vater nach langen Jahren im Gefängnis am Sonntag nach Muttertag bei ihr auftaucht, oder die der Karrierefrau Lydia, die nachts vom Tod ihrer Mutter erfährt und sich daraufhin ziellos im Taxi durch das Labyrinth von Washingtons Straßen fahren lässt. Eine andere Geschichte erzählt von einer Mutter, die verzweifelt, aber letztlich vergeblich dafür kämpft, dass ihre Tochter auf eine bessere Schule gehen kann. All diese Charaktere suchen Halt in einer von Gewalt und Chaos geprägten Welt. Jones gibt ihnen eine Stimme, deren Ton ebenso kraftvoll wie tief berührend ist.

*Edward P. Jones*, geboren 1951 in Washington D.C., arbeitete nach dem Studium als Lektor und Korrektor bei Tax-Notes. Für den Erzählband ›Im Labyrinth der Stadt‹ (1992) erhielt er den Hemingway Award des PEN, sein Roman-Debüt ›Die bekannte Welt‹, an dem er zehn Jahre lang gearbeitet hatte, wurde mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet und verhalf ihm zum internationalen Durchbruch.

Edward P. Jones

# Im Labyrinth der Stadt

Erzählungen

Aus dem Amerikanischen  
von Susanne Höbel und Hans-Christian Oeser

Deutscher Taschenbuch Verlag

September 2008  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)  
© 1992 by Edward P. Jones  
Die Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel  
»Lost in the City«  
im Verlag William Morrow, New York  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
2006 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: John-Patrick Morarescu  
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck & Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13684-6

Zum Andenken an meine Mutter  
Jeanette S. M. Jones



## *Inhalt*

Das Mädchen, das Tauben züchtete	9
Der erste Tag	41
Der Abend, an dem Rhonda Ferguson umgebracht wurde	49
Junge Löwen	77
Der Laden	105
Zug der Orange Line nach Ballston	143
Der Sonntag nach Muttertag	157
Im Labyrinth der Stadt	189
Das Haus seiner Mutter	203
Ein Schmetterling in der F Street	235
Gospel	241
Ein neuer Mann	265
Eine dunkle Nacht	285
Marie	301

*Die ersten sieben Erzählungen wurden von Susanne Höbel übersetzt,  
die übrigen sieben von Hans-Christian Oeser.*





### *Das Mädchen, das Tauben züchtete*

Jahre später sagte ihr Vater, diesen Teil habe sie geträumt, sie sei niemals um zwei oder drei Uhr nachts durch das Küchenfenster gestiegen, um die Vögel zu besuchen. Zu dem Zeitpunkt hatte er etliche unverrückbare Vorstellungen von sich selbst, und da er schon immer davon überzeugt war, einen leichten Schlaf zu haben, verwarf er den Gedanken, daß ein Mädchen von neun oder zehn mitten in der Nacht an ihm vorbeigehen konnte, ohne daß er wach wurde und ins Dunkle fragte: Wer ist da? Was ist da los?

Doch die nächtlichen Besuche waren keine Träume, und sie blieben ihr jahrelang so lebendig in Erinnerung wie das Schillern der Halsfedern der Tauben im Licht. Die Besuche begannen nicht mit dem im Schlaf aufkommenden zwanghaften Wunsch, die Vögel zu sehen, sondern mit dem Bedürfnis, aufs Klo zu gehen oder einen Schluck Wasser zu trinken. Im Dunkeln ging sie barfuß aus ihrem Zimmer ins Wohnzimmer, an ihrem Vater vorbei, der im Schlaf sprach, durch die Küche und aus dem Küchenfenster und ein paar Schritte übers Dach zum Taubenschlag. Ob im Winter oder im Sommer, das einzige, was sie je erlebte, war etwas, das sie Taubenstille nannte. Manchmal verspürte sie den Drang, die Tür zu entriegeln und in den Schlag hineinzugehen oder wenigstens eine Hand durch das Drahtgeflecht zu stecken und eine Brust oder einen Flügel zu streicheln, um Anteil an dem zu haben, was die Stille zu ver-

bergen schien. Doch sie widerstand dem Drang jedesmal, und nach ein paar Minuten ging sie scheinbar erleichtert wieder ins Bett und besuchte die Vögel dann im Schlaf.

Daß die Tauben mit Miles Patterson, dem Friseur, ihren Anfang genommen hatten, darin waren sich Betsy Ann Morgan und ihr Vater Robert einig. Der Vater hatte Miles schon lange vor der Geburt des Mädchens gekannt, noch ehe ihm der Gedanke, ihre Mutter zu heiraten, in den Kopf gekommen war. Der Friseur wohnte mit seinen alten Eltern in einem kleinen Hexenhäuschen, nur wenige Häuser entfernt von seinem Friseurladen an der 3rd Street, Ecke L Street, Northwest. Manchmal am Sonntag, wenn Betsy Ann mit Miss Jenny aus der Kirche kam, machte Robert – weil er glaubte, seine Frau hätte das auch getan – mit ihr Besuche bei Verwandten und Freunden in dem Viertel jenseits der Myrtle Street, Northeast, wo Vater und Tochter wohnten.

Eines Sonntags, als Betsy Ann acht Jahre alt war, fragte der Friseur sie wieder einmal, ob sie seine Tauben sehen wolle, »meine Kinder«. Das erste Mal hatte er sie drei Jahre zuvor gefragt. Das Mädchen hatte begeistert zugestimmt und sich vorgestellt, es würde ein paar verschreckte Kreaturen sehen, die umhertrippelten und ängstlich aufflogen, so wie sie es auf den Gehwegen und im Park taten, wenn das Mädchen hinter ihnen herrannte. Die Männer und das Mädchen waren in den Garten gegangen, und die Tauben stoben in einer stürmischen Begrüßung auf und umflatterten den Friseur. »Oh, meine Kleinen«, sagte er und machte schmatzende Geräusche, »euer Daddy ist da.« Im Nu war Miles' Kopf umschwirrt von einem bunten Schwarm Tauben. Die Vögel ließen sich auf seinem Kopf und seinen Schultern nieder und auf seinen kräftigen Armen, die er ausgestreckt hielt, und manche von ihnen sahen böse auf Betsy

Ann hinunter. Sie schrie, worauf die Tauben wieder aufstoben, was Betsy Anns Schreien noch verstärkte. Und immer noch schreiend, rannte sie ins Haus. Die Männer fanden sie in der Küche, wo sie den Kopf im Schoß von Miles' Mutter vergraben und die Arme eng um die Taille der alten Frau geschlungen hatte, die mit ihrem Mann beim Sonntagsessen saß.

»Buster«, sagte Miles' Mutter zu ihm, »du darfst deine Gäste nicht so erschrecken. Dieses Kind hat ja fast einen Herzschlag bekommen.«

Drei Jahre später sagte Betsy Ann wieder ja, sie wolle die Vögel sehen. Im Garten kam es zu dem gleichen aufgeregten Geflatter, doch diesmal erregte der Anblick von all den Flügeln und Vogelkörpern, die sich auf Miles niederließen, ihre Neugier, und sie kam näher heran, bis sie kaum einen halben Meter entfernt war, sah zu den Vögeln auf und streckte ihre Arme aus, wie sie es bei Miles sah. »Oh, meine Kleinen«, sagte der Friseur, »euer Daddy ist da.« Einer der Vögel landete bei Betsy Ann auf der Schulter, ein anderer auf ihrer Handfläche. Die graue Taube auf ihrer Hand sah Betsy Ann mit starrem Blick an, klappte dann die Augen zu und wieder auf und drehte den Kopf, so daß Betsy Ann den schwarzen Halskranz von einer anderen Seite aus sehen konnte. »Sie kitzeln«, sagte das Mädchen zu ihrem Vater, der sich im Hintergrund hielt.

Nach jenem Sonntag bedrängte Betsy Ann wochenlang ihren Vater, er möge ihr Tauben schenken. Und je öfter er nein sagte, das sei nicht möglich, desto sehnlicher wünschte sie sich welche. Er warnte sie, daß er ihr bei der Pflege der Tiere nicht helfen würde, er warnte sie, daß sie wegen der ganzen Arbeit mit den Vögeln keine Zeit mehr haben würde, mit ihren Freundinnen zu spielen, er warnte sie vor all dem Taubendreck, den die Vögel überall zurücklassen würden. Aber in diesem Punkt war

sie stur wie ein Maulesel, und er wußte, daß sie nur selten stur war. Am Schluß zog er sich auf das Argument zurück, sie seien in dem Haus von Jenny und Walter Creed nur Mieter.

»Miss Jenny mag Vögel«, sagte das Mädchen. »Mr. Creed auch.«

»Die Menschen mögen vielleicht Vögel, aber niemand auf dieser Welt mag Tauben.«

»Außer Mr. Miles«, sagte sie.

»Laß dich in deinen Urteilen nicht von dem leiten, was du über Miles weißt.« Miles Patterson, Junggeselle und, wie manche Frauen meinten, noch unberührt, war sechsundfünfzig Jahre alt, und was er über die Welt wußte, war im großen und ganzen nicht mehr als das, was er aus den Zeitungen und dem Radio und in seinem eigenen Viertel erfuhr, aus dem er selten herauskam. »Ich hab da nichts verloren, in der großen weiten Welt«, sagte Miles zu den Menschen, die ihm aufgeregt davon erzählten, daß sie an diesen oder jenen Ort gereist waren.

Dem Mädchen fiel es nicht schwer, Miss Jenny zu überreden, obwohl die alte Frau erklärte: »Tauben verbreiten alle möglichen Krankheiten, mein Kind.« Aber es gab kaum etwas, das Jenny Creed dem Mädchen abschlagen würde. Betsy Ann war weit und breit als braves und gehorsames Kind bekannt. Und in Miss Jennys Augen führte der gute Ruf eines Kindes zwangsläufig dazu, daß Gott sein Einverständnis zu den meisten Dingen gab.

Noch Jahre nachdem Robert Morgan seinen Widerstand aufgegeben hatte, stand er jeden Morgen vor seiner Tochter auf, trat auf das Dach hinaus, guckte in den Taubenschlag, den er für sie gebaut hatte, und suchte ihn nach toten Tieren ab. Um diese Morgenstunde fiel das erste Licht gebrochen in langen, hoffnungsvollen Strahlen auf die Tiere und ihr Haus. Manchmal stand er lange da und starrte geistesabwesend in den Schlag, weil er noch ganz verschlafen war und vergessen hatte,

warum er da war. Die leise vor sich hin gurrenden Tauben starrten zurück, wie sie es überall auf der Welt taten, und in den Blicken lag eher Neugier als Angst, Vorfreude oder Begrüßung. Er dachte, wenn er morgens vor seiner Tochter zum Schlag ginge, könnte er ihr den Anblick toter Vögel ersparen. Er hatte sich vorgenommen, falls er jemals ein totes Tier fände, würde er es in einen Jutesack stecken und in seinem Taxi mitnehmen und auf dem Weg zur Arbeit wegwerfen. Er hatte nicht die Absicht, ihr von solchen Funden zu erzählen, und es kam ihm nie in den Sinn, daß sie jedes einzelne Tier in dem Schlag kannte und sich fragen würde, wo es geblieben sei, und sich womöglich gar Sorgen um einen fehlenden Vogel machen würde.

Sie wohnten in der Wohnung, die Jenny und Walter Creed im oberen Teil ihres Hauses in der Myrtle Street eingerichtet hatten. Miss Jenny hatte Clara, Roberts Frau, praktisch ihr ganzes Leben gekannt, doch ihre Bekanntschaft bestand aus kaum mehr als einem Grüßen, wenn sie sich auf der Straße trafen, bis Miss Jenny Clara und Robert an einem regnerischen Samstag im Park vor der Bibliothek am Mt. Vernon Square begegnete. Miss Jenny war aus dem Schuhgeschäft Hahn's gekommen, hatte die New York Avenue überquert und ging die 7th Street entlang. Im ersten Moment hatte Miss Jenny gedacht, der junge Mann und die junge Frau, die, bis auf die Haut durchnäßt, auf einer Parkbank unter einem blauen Schirm saßen, seien geistig verwirrt oder sogar regelrecht geisteskrank. Als sie näher kam, hörte sie die beiden lachen, und der junge Mann schwang den Schirm über ihren beiden Köpfen hin und her, so daß der Regen einmal auf sie, dann wieder auf ihn fiel.

»Bist du nicht die Kleine von William und Alice Hobson?« fragte die junge Frau.

»Ja, Madam.« Clara stand auf, auch Robert stand auf und hielt jetzt den Schirm richtig über ihren Kopf.

»Ist auch alles in Ordnung, Kind?« Miss Jennys Brille war beschlagen, und sie nahm sie ab und ging näher an die beiden heran, blieb aber sicherheitshalber auf der Seite, wo Clara war.

»Ja, Madam. Er –« Sie schubste Robert und fing an zu lachen. »Wir waren bei Peoples, und als wir rauskamen, hat er mich nicht unter den Schirm gelassen. Er hat mich im Regen stehenlassen. Da habe ich ihm den Schirm weggenommen und es ihm mit gleicher Münze heimgezahlt.«

Robert sagte nichts. Er stand so, daß der Regenschirm ihm keinen Schutz bot, und wurde von neuem pitschnaß.

»Wir heiraten, Miss Jenny«, sagte sie, als würde das alles erklären, und sie streckte ihre Hand mit dem Ring aus. »Von Castleberg«, sagte sie. Miss Jenny nahm Claras Hand und hielt sie sich nah ans Gesicht.

»Oho«, sagte sie ein ums andere Mal und zog Claras Hand noch näher zu sich heran.

»Er heißt Robert«, sagte Clara. »Mein« – sie drehte sich zu ihm um und sah ihn an – »Bräutigam.« Sie sprach das Wort mit einer gewissen Präzision: Es war klar, daß sie, bevor Robert Morgan in ihr Leben getreten war, das Wort *Bräutigam* noch nie in den Mund genommen hatte.

Robert und Miss Jenny gaben sich die Hand. »Sie kriegt noch eine doppelte Lungenentzündung, bevor sie Ihren Namen angenommen hat«, sagte sie.

In der Woche darauf erfuhr das Paar, daß die Wohnung über Miss Jenny frei war, und am Sonntag gingen Clara und Robert, festlich angezogen, als kämen sie gerade aus der Kirche, zu Miss Jenny, um nach der Wohnung zu fragen.

Das war fast das letzte Mal, daß sie zusammen im Park waren. Robert kam später zu der Überzeugung, daß der Tumor, der das Gehirn seiner Frau auffraß, bereits an jenem Regentag

im Entstehen gewesen war. Und daß er jedesmal da war, wenn Robert mit ihr schlief, und der Gedanke, daß er da war, anfangs vielleicht nicht größer als ein Salzkorn, gab ihm das Gefühl, er habe sie irgendwie benutzt, er habe von ihr genommen, als sie schon auf den Tod zuing. Er erinnerte sich erst viel, viel später an die Male, als sie ihm gesagt hatte, wieviel Lust er ihr bereitet habe, als sie ihm ins Ohr geflüstert hatte, wie froh sie sei, ihn gefunden zu haben, und dabei den Kopf in dem Bett gehoben hatte, in dem sie unter ihm lag. Und als es ihm einfiel, mußte er ihr Photo aus dem kleinen Karton mit Erinnerungsstücken holen, den er in der obersten Schublade der Kommode aufbewahrte, denn nur so konnte er sich an ihr Gesicht erinnern.

Clara verbrachte die ersten Monate ihrer Schwangerschaft größtenteils im Bett, wo sie auf Kissen gestützt Filmzeitschriften las und Radio hörte und darauf wartete, daß Robert von der Arbeit kam. Langsam fiel ihr ehemals hübsches Gesicht in sich zusammen wie ein Stück Obst, das zu lange in der Sonne gelegen hat, denn das Übel zerfraß sie von innen heraus. Den letzten Monat oder so verbrachte sie in einem Bett im zweiten Stock des Gallinger Krankenhauses. An einem Morgen gegen vier Uhr, wenige Minuten nachdem Clara gestorben war, schnitt man sie auf und zog das Kind heraus, und so begegneten sich Mutter und Tochter wie auf einem langen Flur – die eine auf dem Weg zum Tod, die andere ins Leben.

In den Wochen nach ihrem Tod wurden Robert und der Säugling von Verwandten und Freunden umsorgt. Sie kümmerten sich so gut um ihn und das Baby, daß er in diesen ersten Wochen, wenn er ein Weinen hörte, die Menschen im Zimmer ansah und einen Moment verwirrt war, weil er nicht wußte, was der Grund für das Geräusch war. Doch nach und nach kehrten die Menschen in ihr eigenes Leben in anderen Vierteln Washingtons und in anderen Städten zurück, und er

blieb allein in der zunehmenden Leere der kleinen Wohnung, mit einem Wesen, das um nichts bitten konnte, aber alles zu fordern schien.

»Ich glaube nicht, daß ich das schaffe«, gestand er eines Freitagabends Miss Jenny, als das Baby gut einen Monat alt war. »Ich weiß, daß ich es nicht schaffe.« Roberts Vater war als letzter abgereist, und Robert war gerade zurückgekommen, nachdem er den alten Mann zur Union Station gebracht hatte, die nur ein paar Blocks entfernt war. »Hätte mein Daddy nur ein Wort gesagt, dann säße ich jetzt mit ihm im Zug.« Er und Miss Jenny saßen an seinem Küchentisch, und das Kind schlief in der Wiege neben Miss Jenny. Miss Jenny sah ihn an und sagte nichts. »Wäre mit ihm gefahren, nach Hause ... Als ich mir mein Leben vorgestellt habe, kam das nicht vor – ich allein, so wie jetzt.«

»Das ist in Ordnung«, sagte Miss Jenny. »Ich verstehe das. Sie sind ein junger Mann. Sie haben das ganze Leben vor sich«, und der Stein auf seinem Herzen wurde leichter. »Die Leute von der Stadt können Ihnen helfen.«

»Von der Stadt?« Er blickte durch den sich bauschenden Vorhang auf das Dach hinaus, auf die Eiche, auf die Rückseite der Häuser in der K Street.

»Aber ja.« Sie drehte sich auf ihrem Stuhl herum und sah ihn direkt an. »Meine Nichte arbeitet für die Stadt, und sie sagt, die Stadt kümmert sich um Kinder wie dieses, solche, die keine Eltern haben. Es gibt Heime, gute Heime, für Kinder wie die Kleine hier. Sie haben es da richtig gut. Sie kriegen zu essen, Sachen zum Anziehen, gute Schulbildung. Alles, was sie brauchen.« Sie stand auf, als wäre die Sache entschieden. »Die Leute von der Stadt kümmern sich darum. Rufen Sie morgen meine Nichte an, die sagt Ihnen, was Sie tun müssen. Ein junger Mann wie Sie sollte nicht solche Sorgen haben.« Sie ging zur Tür, und er stand jetzt auch auf, aber er wollte nicht, daß



sie ging. »Mit solchen Sorgen brauchen Sie sich nicht zu quälen.« Bevor er etwas sagen konnte, hatte sie die Tür leise hinter sich zugezogen.

Sie kam auch nicht wieder nach oben, wie er eigentlich gehofft hatte, und er verbrachte die erste Nacht allein mit dem Kind. Jedesmal, wenn er das Baby wieder in den Schlaf gewiegt hatte, nachdem er ihm die Flasche gegeben oder die Windeln gewechselt hatte, legte er es in das Bettchen im Wohnzimmer und saß im Dunkeln am Küchentisch, wo er den ein- und ausfahrenden Zügen ganz in der Nähe seiner Wohnung zuhörte. Er war neunzehn Jahre alt. Es gab ein Lied über die Eisenbahn, das in seinem Kopf herumspukte, während die Nacht langsam verging, ein Lied, das seine Mutter gesungen hatte, als er ein kleiner Junge war.

Am nächsten Morgen, einem Samstag, rasierte und wusch er sich, während Betsy Ann noch schlief, und als sie aufwachte und er ihr die Flasche gegeben hatte, zog er ihr den gelben Strampelanzug an und die gelbe Mütze auf, die Wilma Ellis, die Lehrerin von nebenan, Betsy Ann geschenkt hatte. Er trug erst den Kinderwagen nach unten und ließ das Baby solange in der Wohnung auf einem Lager aus Wolldecken liegen. Als er es auf dem Gehweg in den Wagen legte, deckte er es mit der hellgrünen Decke zu, die es von Dr. Oscar Jackson und seiner Familie, die auch in der Straße wohnten, geschenkt bekommen hatte. An Miss Jennys Fenstern waren die Jalousien runtergelassen, und er hörte keinen Laut, nicht einmal das Bellen des Hundes, als er rein- und rausging. Vor die strampelnden Beinchen legte er Windeln und eine Packung Milchpulver, was für eine Reise nach Baltimore gereicht hätte. Neben den Kopf des Babys legte er eine blaue Rassel, ein Geschenk des Hauswarts Jake Horton aus dem Haus gegenüber.

Er war das einzige sich bewegende Objekt im Blickfeld des Kindes, und das Kind sah ihn aufmerksam an, was ihm unbe-

haglich war. Das Baby schien ihm das hilfloseste Wesen, das er kannte. Als er es in den Wagen gebettet hatte, kam ihm ein perverser Gedanke: Wenn er beschloß, von dem Baby und dem Kinderwagen mit dem ganzen Zeug für immer wegzugehen und sich aus keinem besonderen Grunde nur wenige Meter zu entfernen und dann in die 1st Street einzubiegen, hätte es keine Möglichkeit gehabt, ihn daran zu hindern. Der Kinderwagen stand in Richtung 1st Street, Northeast, und mit einiger Mühe – weil sich ein Rad nicht mit den anderen drehte – schob er ihn herum, so daß er jetzt in Richtung North Capitol Street zeigte.

In jenen Tagen, bevor das Viertel ausgelöscht wurde, füllten sich an einem warmen Samstag die Gehwege und selbst die Fahrbahn der Myrtle Street mit spielenden Kindern, die nichts anderes im Sinn hatten als ihr eigenes Vergnügen. Normalerweise kam ein Erwachsener nur mit Mühe voran, doch an jenem Morgen, als er mit dem lautlos rollenden Kinderwagen losging, machten die Kinder für Robert Morgan Platz, denn er war der Mann, dessen Frau gestorben war. Bei dem Leichenbegängnis waren einige von ihnen von ihren Eltern hochgehalten worden, damit sie Clara in ihrem rosa ausgeschlagenen Sarg, der in Miss Jennys gutem Wohnzimmer stand, sehen konnten. Und obwohl der Tod mit seinen Ritualen ihnen unbegreiflich war, außer daß sie ungefähr verstanden, daß sie diesen Menschen nie wieder sehen würden, so wußten sie von dem, was ihre Eltern sagten und taten, daß ein freier Weg zur Ecke das mindeste war, was einem Mann, der jetzt Witwer war, gebührte.

Einige der Kinder riefen ihren Eltern in den Häusern und Wohnungen zu, daß Robert mit Claras Baby vorbeiging. Die wenigen Erwachsenen, die auf ihren Veranden saßen, kamen herunter und schäkerten mit Betsy Ann. Als er über die Hälfte des Blocks hinter sich gelassen hatte, kam Janet Gordon heraus,

die Claras beste Freundin gewesen war, und nahm das Baby auf den Arm. Es sei so warm, das Baby brauche keine Decke, sagte sie zu Robert. Willst du bis nach Baltimore, mit den ganzen Windeln? fragte sie. Janet war es auch, die ihm später – mit Hilfe von Bindfäden und einer abgelegten blonden Puppe – beibrachte, wie man einem Mädchen die Haare scheidelte und zu Zöpfen flocht.

Er verweilte nicht länger in der Myrtle Street. Er hatte vor, seine Besuche dort auf dem Rückweg zu machen. Janets Söhne, Carlos und Carleton, gingen mit ihm, jeder auf einer Seite des Kinderwagens, bis zur North Capitol, dann noch bis zur Ecke K Street. Sie wußten, daß sie da umkehren mußten. Carlos, der sieben war, sagte, er solle es nicht so schwer nehmen. Carleton, der zwei Jahre jünger war, wollte nicht dasselbe sagen wie sein Bruder, deshalb sagte er das, was sein Großvater, der langsam den Verstand verlor, immer zu ihm sagte: »Verlauf dich nicht im Labyrinth der Stadt.«

Robert nickte, als verstünde er das gut, und die Jungen kehrten um. Er nahm sich die Krawatte ab und steckte sie in die Tasche, dann knöpfte er sich das Jackett auf und die zwei obersten Knöpfe an seinem Hemd. Er rückte sich den Hut zu-recht und legte die Rassel näher an den Kopf des Babys, das aber keine Notiz davon nahm. Und als die Ampel umsprang, schob er den Kinderwagen vorsichtig vom Gehweg, über-querte die North Capitol und war in Northwest.

Miles, der Friseur, gab Betsy Ann zwei Tauben, Jährlinge, ein schmutzig-weißes Weibchen mit schwarzen Tupfern und ein leuchtendrotes Männchen. In den ersten Wochen flogen die Tauben jeden Morgen, nachdem Betsy Ann gewissenhaft die Futterschale gefüllt und das Wasser erneuert hatte und die Vögel sich gestärkt hatten, wieder zu Miles zurück. Der hohle

Flügel Schlag hallte in Betsy Anns Kopf nach, wenn sie ihnen, den alten Besen noch in der Hand, mit dem sie den Schlag ausgekehrt hatte, hinterhersah, wie sie in die Morgenfarben davonflogen.

So ging sie in den ersten Wochen nach der Schule zu Miles, um die Tauben zurückzuholen, und meistens nahm sie dazu Ralph Holley mit, ihren Cousin. Miles verstaute dann die Tauben in den beiden Körben, die Robert frühmorgens vorbeigebracht hatte, bevor er mit dem Taxi losgefahren war.

»Sie können mich nicht leiden«, sagte Betsy Ann an einem Tag in der zweiten Woche zu Miles. »Sie fliegen einfach immer wieder weg. Sie mögen mich nicht.«

Miles lachte, so wie er am ersten Tag gelacht hatte, als sie ihn gefragt hatte, wie er wüßte, daß eins eine weibliche und eins eine männliche Taube sei.

»Ich glaube, sie hatten noch keine Gelegenheit, zu entscheiden, ob sie dich mögen oder nicht«, sagte Miles. Sie gab Ralph ihre Schulbücher zum Tragen, und Miles gab ihr die beiden Körbe.

»Aber sie hauen immer ab.«

»Das ist das einzige, was sie können«, sagte er, und das hatte er auch schon in der Woche davor gesagt. »Im Moment ist dies hier das einzige Zuhause, das sie kennen. Es hat nichts mit dir zu tun, mein Kind. Es ist das, was sie können: hierher zurückfliegen.«

Seine Erklärungen, wenn er überhaupt welche gab, stellten sie selten zufrieden. Er hatte sein ganzes Leben lang Tauben gezüchtet, und alles Wissen, das er in den Jahren angehäuft hatte, war inzwischen so untrennbar mit seinem Wesen verbunden, daß er die Gewohnheiten der Vögel genausowenig erklären konnte wie das, was beim Gehen passiert. Er wußte nur, daß sie genau das taten, was alle Vögel taten, und nichts anderes, so wie er einfach ging, ohne zu fallen.